

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klausmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Werner beauftragte die Feuerwehr-Ordnung von der Werkfeuerwehr, zu Inspektor Lenze zu gehen und ihm mitzuteilen, daß er, Werner, mit dem Geheimrat nach Justinus-Grube gefahren sei und wahrscheinlich erst nachmittags wiederkomme.

Unterwegs sagte Geheimrat Kersten zu Werner:

„Sie haben 3000 Arbeiter und 30 Beamte auf Justinus-Grube. Die Hauptsache ist die Fertigstellung des Querschlags nach der Kleophas-Grube, das Abteufen des Schachtes für den Tiefbau und die Sicherung des Brandstalles. Wir haben da vor zwei Jahren einen großen Grubenbrand gehabt, konnten die Brandstelle abdämmen, müssen jetzt aber in der Nähe der Abdämmung an dem Querschlag vorbei, und das erfordert, wie Sie sich denken können, höchste Vorsicht und beständige Aufmerksamkeit. Die Beamten, die Sie haben, der Obersteiger und die Steiger, sind tüchtige, zuverlässige Leute, aber ohne Initiative. Es muß ein Leiter, es muß eine starke Hand da sein, welche gerade jetzt ihr Bestes tut. Deshalb ein guter Rat und eine Bitte, lieber Werner: übertreiben Sie die Sache nicht, arbeiten Sie nicht zu viel. Bei Ihnen ist man verpflichtet, eine solche Bitte auszusprechen. Wenn Sie zusammenklappen, ist die Sache erst recht schlimm. Stellen Sie die Projekte für das Walzwerk ein wenig zurück, wenn es sich dabei um ein persönliches Vergnügen für Sie handelt, und bringen Sie uns die Justinus-Grube auf die Höhe der Steinkohlenförderung. Dann gehen wir energisch an die Realisierung Ihrer Pläne betreffs der Theresien-Hütte.“

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rat“, erklärte Werner; „aber übertriebenem Arbeiten setzen die vorhandenen Kräfte von selbst einen Damm entgegen.“

„Man muß die vorhandenen Kräfte aber nicht übermäßig anspannen.“ meinte Kersten. „Da sehen Sie bereits die Justinus-Grube. Die Beamten, auch die dienstfreien Oberhauer, sind telephonisch nach dem Zechenhaus bestellt, um Ihnen vorgestellt zu werden, und in einer halben Stunde können wir unter Tage sein und das Bergwerk besichtigen.“

Eine große Anzahl rauchender Schloten, hohe, eiserne Gerüste, die an ihrer Spitze Seilscheiben trugen, langgestreckte, niedrige und hohe, schmale Gebäude tauchten hinter einer steinernen Mauer auf. Das eiserne Gittertor wurde geöffnet, und der Wagen fuhr auf den großen Arbeitsplatz der Justinus-Grube. Ein Gedröhne von Hunderten der verschiedenartigsten Geräusche empfing die Einfahrenden und machte die Pferde etwas stutzen. Aber der Kutscher dirigierte sie bis vor das langgestreckte Zechenhaus, vor dem Kersten und Werner dem Wagen entstiegen.

In dem großen Saale des Zechenhauses, in dem sich vor und nach der Schicht die Bergleute versammelten, um aufgeschrieben zu werden und anzugeben, wieviel Steinkohle jeder „Ort“ (Arbeitsstelle) während der Schicht gefördert hatte, waren wohl fünfzehn dienstfreie Beamte versammelt; die anderen befanden sich im Betriebe. Obersteiger Mandlid kam dem Eintretenden entgegen und geleitete sie bis an die Schmalsteige, ein paar Stufen hinauf bis auf die Empore, wo der langgestreckte Tisch für die Beamten stand. Obersteiger Mandlid führte die Beamten bis an das Podium heran, und nachdem er selbst Werner vorgestellt war, nannte er den Namen jedes einzelnen Beamten: der Steiger, Fahrsteiger, Wettersteiger, Maschinenmeister und Maschinensteiger, der Materialienverwalter, des Schichtmeisters und einiger Assistenten.

„Meine Herren, Herr Bergtrat Spalbing übernimmt von diesem Augenblick an die Betriebsleitung auf Justinus-Grube“, erklärte Geheimrat Kersten; „ich bitte, ihm das selbe Vertrauen entgegenzubringen wie seinem Vorgänger, und teile Ihnen im Auftrage der Besitzerin der Werke mit, daß Herr Bergtrat Spalbing in jeder Beziehung der Vertreter der Besitzerin ist und volles Verfügungsrecht nach allen Richtungen hin hat.“

„Meine Herren, ganz überraschend schnell und eigentlich gegen meinen Willen bin ich zur Leitung dieses Bergwerks berufen worden“, sagte Werner; „ich übernehme dieses Bergwerk, auf dem augenblicklich ebenso eilige wie schwierige Arbeiten zu verrichten sind. Ich übernehme die schwere Aufgabe lediglich im Vertrauen auf Ihre Hilfe, ohne die ich selbst nichts zustande bringen kann. Ich habe zu meiner Freude gehört, daß mein Vorgänger in angenehmen Beziehungen zu Ihnen gestanden hat und Ihr volles Vertrauen besaß. Ich verspreche Ihnen feierlich, daß es mein Bestreben sein wird, mir ebenfalls dieses Vertrauen zu erwerben. Ich bitte Sie, in mir nicht nur einen Vorgesetzten, sondern vor allem einen Kameraden zu sehen, den getreuen Gefährten beim großen Werke schaffender Arbeit. Wie ich um Ihr Vertrauen und um Ihre Freundschaft bitte, so verspreche ich Ihnen, daß jeder einzelne von Ihnen sicher sein kann, durch mich Förderung zu erfahren, daß ich jedem Wohlwollen und Vertrauen entgegenbringe, ebenso wie ich für jeden von Ihnen zu jeder Zeit in wichtigen Dingen, seien es dienstliche oder private, zu sprechen bin. Lassen Sie uns mit gegenseitigem Vertrauen an die Arbeit gehen, die nicht nur der Besitzerin der Werke, sondern auch uns zur Förderung und zum Segen gereichen wird. Haben Sie die Freundlichkeit, Ihren abwesenden Herren Kollegen das mitzuteilen, was ich Ihnen soeben sagte.“

Es wurden darauf die draußen harrenden Gruppen von Angestellten hereingerufen, die das Mittelglied zwischen Beamten und Arbeiterschaft bildeten.

Es waren das die dienstfreien Oberhauer, Kohlenmesser, Maschinen- und Platzaufseher. Auch sie wurden einzeln dem neuen Betriebsleiter vorgestellt, und Werner hielt an sie

eine kurze Ansprache, in der er erklärte, sie könnten stets darauf rechnen, an ihm einen wohlwollenden und gerechten Vorgesetzten zu haben. Sämtliche Angestellten, mit Ausnahme des Obersteigers Mandlik und des Fahrsteigers Oswald, traten darauf ab, und der Obersteiger holte aus einem Schrank die großen Karten hervor, welche das sogenannte Gruppenbild, vor allem die Horizontalschnitte durch die unterirdischen Grubenanlagen, enthielten.

„Hier ist das alte Grubenfeld,“ erklärte Geheimrat Kersten; „hier ist vor zwei Jahren das Feuer ausgebrochen. Zum Glück entdeckten wir es zeitig genug. Es lag in einem der tiefen Flöze, die von den oberen und unteren Flözen durch mächtige Sandsteinlager abgegrenzt sind. Wir waren in der Lage, die Wasserhaltungsmaschinen anzuhalten und das ganze Flöz ersaufen zu lassen. Wir haben es monatelang unter Wasser gelassen, dann die Gewässer abgepumpt und sind soweit vorgebrungen, wie es die wiederkehrende Glut erlaubte. Wir haben dann durch die ganze Höhe des Flözes gemauerte Dämme aus feuerfesten Schamotte-Ziegeln gebaut, haben in einer Entfernung von zehn Metern einen zweiten Damm aus Ziegelsteinen gezogen und den Zwischenraum sorgfältig mit feinem Sand ausgefüllt. Dann haben wir in abermals zehn Metern Entfernung mit einem Zwischenlag von Sand eine dicke Mauer aus Bruchsteinen ausgeführt. Man hat an dieser Mauer dann noch monatelang Hitze gemerkt. Jetzt ist, wie man wohl annehmen darf, das Feuer im Innern des Brandflözes erloschen, weil es keinen Luftzutritt hatte. Hier herüber aber muß die Verbindungsstrecke, der Querschlag zur Kleophas-Grube, gehen. Wir haben unter Beihilfe des königlichen Revierbeamten, des Bergmeisters, lange beraten, ob wir es wagen können, den Querschlag quer durch das alte Brandfeld hindurchzutreiben. Wir haben es doch nicht gewagt; wir haben uns zu einer Umgehung entschlossen. Sie sehen hier diese Umgebungsstrecke bereits eingezeichnet. Sie führt beständig durch Sandstein, nur an zwei Stellen durch Tonchiefer, und der Stein ist so solide, daß wir zum größten Teil den Querschlag an der Firste (Decke) im Gestein wölben könnten und nicht mit Holz oder Eisen zu unterbauen brauchen. In den nächsten Wochen kommen wir dichter als vorher am Brandfeld vorüber. Dann erreichen wir aber unmittelbar darauf den Querschlag, der auch von Kleophas-Grube hierher vorgetrieben wird. Reichen Sie mir doch die Grubenbibler vom neuen Feld herüber, Steiger Oswald! Hier sehen Sie, Herr Berggraf, den Vertikal-Aufriß des neuen Feldes. Sie sehen den Hauptschacht bis zur vierten Baufohle hinuntergetrieben. Seitwärts von der dritten zur vierten Baufohle geht ein sogenannter blinder Schacht. Dieser soll tiefer hinuntergetrieben werden über die vierte Baufohle hinaus, um die unten liegenden Kohlenflöze zu erschließen. Die Bohrung hat ergeben, daß dort sehr gute und mächtige Flöze liegen. Um aber eine gute Wetterführung zu erreichen, teufen wir gleichzeitig den Hauptschacht bis zum blinden Schacht auf die vierte Baufohle hinunter ab. Mit der Vertiefung des blinden Schachtes sind wir bedeutend weiter als mit dem Hauptschacht. Haben wir genügende Tiefe, so wollen wir eine Seitenstrecke bis unter den Hauptschacht vortreiben und dann von unten und von oben gleichzeitig den Weiterbau des Schachtes betreiben. Wir haben hier verhältnismäßig wenig schlagende Wetter, aber sehr viel matte Wetter. (Die Luft in den Bergwerken nennt der Bergmann „Wetter“. „Schlagende Wetter“ sind explodierende Luft, „matte Wetter“ stickige Luft.) Wir müssen daher auch den Wetterschacht im alten Grubenfelde weiter hinuntertreiben, um einen Abzug der Wetter im Bergwerk mit Hilfe der Ventilatoren zu erzielen. Das alles sind ja keine Kunststücke, aber die Sachen werden dadurch schwierig, daß sie mitten im Betriebe ausgeführt werden müssen. Wir sind mit unseren Hüttenwerken auf die Justinus-Grube angewiesen, denn ein anderes Bergwerk, die Justinian-Grube, ist erst in der Einrichtung begriffen. Die verstorbenen Herren Gebrüder Buchwald haben zeitig genug die Justinian-Grube in Angriff genommen, aber es haben sich Hindernisse mit schwimmendem Gebirge und unterirdischen Wassermengen unvermutet eingestellt. Ich fürchte, die Justinian-Grube wird überhaupt ein Schmerzenskind unseres Betriebes bleiben. Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir jetzt in das Bergwerk hinunter.“

Der Fahrsteiger Oswald führte Werner in einen Ankleideraum, wo ein Grubenanzug, bestehend aus einer Kittel-artigen Bluse und einem Paar Beinkleidern aus schwarzem

englischen Leder, bereitlag. Das lange Stinterleder, das Ehrenabzeichen des höheren technischen Beamten der Grube, lag ebenfalls bereit, ebenso eine leberne Kappe zum Schutz des Kopfes. Auch der handfeste Stock mit einem Spitzhammer als Griff fehlte nicht, und nach zehn Minuten war Werner umgekleidet. Unmittelbar darauf trat auch der alte Geheimrat aus seinem Ankleideraum, und Werner machte die Beobachtung, daß der alte Herr doch noch recht frisch und schneidig in der dunklen Bergmannstracht aussah.

Auf gewaltigen eisernen Treppen ging es dann zur sogenannten Hängebank zum Eingang des Schachtes empor, wo ununterbrochen die Fahrstühle (Schalen) auf und nieder gingen, um aus dem Innern des Bergwerks gefüllte kleine Wagen mit Kohlen herauszuholen und leere Kohlenkasten hinunterzubefördern.

Auf dem Fahrstuhl begab man sich in die Tiefe hinunter, in welcher die Türme des Kölner Domes zweimal mit Leichtigkeit verschwunden wären. Auf der Grundstrecke des alten Grubenfeldes wurde Halt gemacht und der sogenannte Züllort, ein mit Mauerwerk ausgedöhlter Raum, betreten. Von dort ging es auf die mit elektrischen Lichtern beleuchtete Grundstrecke, auf welcher man sehr rasch fortam. Nach ungefähr zehn Minuten schon bogen Kersten, Werner und Obersteiger Mandlik mit Fahrsteiger Oswald in den neuen Querschlag ein, der sich mit gewaltiger Kurve um das alte Brandfeld herumzog.

Werner begann zu fragen, um sich auf das genaueste zu unterrichten. Der Geheimrat, noch mehr aber der Obersteiger, gaben erschöpfende Auskunft. Nach ungefähr einstündigem Aufenthalt im Bergwerk erklärte jedoch Werner:

„Ich dulde es auf keinen Fall, Herr Geheimrat, daß Sie noch länger hier bleiben. Die anderen Einrichtungen laun ich mir unter der Führung des Herrn Obersteigers ansehen. Besonders in den Tiefbau sollen Sie nicht hinunter. Es ist schon eine übermäßige Anstrengung für Sie, daß Sie mich so lange begleitet haben.“

„Ich hoffe auch, Sie werden weiter ohne mich fertig werden,“ meinte Geheimrat Kersten; „die Sache wird doch recht anstrengend für mich. Ich bin seit Monaten nicht im Bergwerk gewesen, und das Jahren fällt mir schwer. Ich fürchte auch, die heißen nassen Wetter unten im Tiefbau tun meiner Lunge nicht wohl.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Blinde am Meer.

Roman von Karl Böttcher-Chemnitz.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

2. Kapitel.

Ueber den Steinwall der Kugelbake bei Cuxhaven rollten die Wogen und tanzten dann in zierlichen Sprüngen in das Grimmerahörn.

Die Bojen an den Seebädern hoben und senkten sich und rissen an den Sträuben.

Am Strande war wenig vom Badesieben zu hören, denn der Bordeich bis zur Düne war ein langer, schmaler See, und immer neue Wellen sprangen zügelnd über die Zementböschung und trieben das Stauwasser langsam aber sicher den Damm hinauf.

Die Strandkörbe wurden bis zum Damm herausgezogen und umgelegt. Ein heiser Wind blies landwärts und hob einzelne fürwige Wellenkämme, die sich zu led über den Rücken der Meereswogen aufgebäumt hatten, in die Luft und zerstreute sie wie Regen über den Strand.

Am tollsten aber ging es an der „Alten Liebe“ her. Die Wogen rüttelten mächtig an dem riesigen Bollwerke und versetzten den alten Holzbau in mäßiges Schwanken.

Auf dem oberen Stockwerke drängten sich viele Menschen und schauten elbawärts. Man erwartete den Tribürendampfer „Kaiser“ aus Hamburg, der wohl viele Menschen an Land setzen würde, da der Semaphor vier Arme zeigte, also sieben bis acht Windstärken, die von Helgoland gemeldet worden waren. Eine kleine Dampfmaschine schoß, wie ein wildes Ross sich bäumend, aus dem Hasen. Sie brachte die Mittagspost an Bord des Minenlegers „Abatros“, der etwa einen Kilometer vom Land vor Anker lag.

Inzwischen war auch der Reitball gefallen, und von der Kasernenbatterie löste sich der Mittagschuß, allen Schiffen im Hafengebiet 12 Uhr der mitteleuropäischen Zeit verkündend.

Endlich kam auch der „Kaiser“ in Sicht. Er fuhr weit draußen, als wollte er gar nicht anlegen, aber in einem riesigen Bogen drehte er bei und fuhr dann ruhig und sicher am Anlegehöf vor.

Auf der rechten Seite der Mole erwarteten viele Menschen die Ankömmlinge, die jetzt die schrägen Schiffsbrücken herabströmten. Lange, lange entleerte sich das Riesenschiff, und nur wenige Hunderte blieben an Bord, um die Fahrt nach Helgoland bei hoher See zu wagen.

Dem massigen Schiffkörper strömte ein eigentümlicher Geruch von Öl und Maschinenbunt aus, und dann erklang ein scharfes Surren und Singen aus den Maschinenträumen.

Nach reichlich einhalbstündigem Aufenthalt legte der „Kaiser“ seine Fahrt fort.

Die Passagiere drängten sich nach Steuerbord und winkten den Zurückbleibenden Abschiedsgrüße zu.

Die Kapelle auf dem Promenadendeck begann ihr Spiel, und die vom Kiel verdrängten Wassermengen fielen heulend über die Mole her, so daß die Darauftretenden schreiend zurücksprangen.

Auch mit der „Alten Liebe“ wurden Grüße getauscht, nachdem die Schiffsgäste nach Weidrehen des Dampfes schnell an Bordbord geeilt waren.

Der Strand von Cuxhaven tauchte unter im Wassergewoge, nur der Leuchtturm war noch schwach zu sehen.

Die Watten von Döse und Duhnen wurden von den Fluten überflutet.

Neuwert blieb zurück und die zahlreichen Fischerbarken, die vor Cuxhaven mit ihren schwarzen Segeln kreuzten, wurden immer vereinzelter.

Man kam in das offene, weite Meer.

Auf dem Dampfer herrschte recht gedrückte Stimmung. Die Schiffsbewegung war zwar noch eine mäßige, aber das Singen und Surren der Maschinen und das gleichmäßige Schüttern der Propeller teilte sich den Füßen mit und wanderte fort an den Beinen empor und bohnte sich dann fest im Magen.

Mit jedem Knoten Wasser, den das Schiff gewinnt, werden die Wellen unruhiger und der Vordersteven neigt sich bedenklich auf und nieder.

Einzelne Damen machen es sich bereits auf den Liegestühlen bequem. Andere verlassen den Mittelteil des Schiffes und wandern nach Achterdeck, hoffend, dort die Schiffsbewegung weniger zu spüren, aber bald kann man sie am Bug sehen und dann wieder auf ihrem früheren Platz.

Eine allgemeine Unruhe macht sich bemerkbar. Ein jeder fühlt die Katastrophe nahen, aber keiner will es sich merken lassen.

Und hierin liegt das Unheimliche der Seekrankheit. Sie ist zunächst ein geistiges Unwohlsein, eine Furcht vor Unbekanntem, eine nach und nach erfolgende Untergrabung und schließlich Aufhebung aller Energie. Diese Furcht kann so stark werden, daß es Menschen gibt, die schon seekrank werden, ehe das Schiff sich überhaupt bewegt.

Nur einer auf Deck war vergnügt, ein alter Oberförster aus der Mark.

Er stand mit gespreizten Beinen auf den Schiffsplanken, in der Linken eine Kaviarjemmel, in der Rechten eine Flasche Rotwein, so zechte und schmauste er lustig und verhöhnte mit bissigen Reden die von der Seekrankheit Erkranken.

Aber als der Dampfer die Gegend erreichte, wo die grauen Fluten der Elbe mit den grünen des Meeres im Kampfe wogen und schließlich von diesen verschluckt werden, da wurde der alte Förster merklich stiller. Sein Antlitz ward weiß, dann grün, dann gelb und auf einmal war er weg. Er hatte sich in eine der Liegekabinen zurückgezogen und hüfte nun schwer seinen Lebermut.

Das Meer trieb es aber auch etwas toll. Zu den Längenschwankungen des Schiffes kam nun noch das Schlingern, das Schaukeln nach links und rechts, und wenn die Schiffsdraube ihre tausenden Bewegungen außerhalb der Wogen machte, lief ein Jittern durch den Schiffkörper, daß die Seekranken ihr Teil an der Meeling suchten.

Das ganze Schiff war nun ein großes Krankenhaus. Endlich kam Helgoland in Sicht.

Ganz in der Ferne schwimmt es auf den Wogen, und mit jeder Minute steigt es höher, wie von unsichtbarer Hand aus dem Meer gehoben.

Die Felsenriffe werden markanter, die rötliche Farbe intensiver, der Eindruck wichtiger.

Erdbeben es erst wie eine Fata Morgana, wie ein wunderherrliches Märchenbild, so jetzt wie ein ungeheures, steinernes Volkwerk aus der Zeit des Menschenlechts.

Die langen Wellenrücken werden kürzer, das Meerwasser erschimmert in hundert Nuancen, aus dem Grün bildet sich allmählich das matte Rot.

Das Schiff fuhr ruhiger und die Patienten atmen auf. Die Anker raffen zu Grund, und nun lag der „Kaiser“ still.

Vom Strande des Unterlandes lösten sich ein Duzend Boote, in jedem acht bis zehn Helgoländer Schiffer, die die riesigen Pumpen Fabricszeuge mit ihren langen, schmalen Riemen nur unter größter Anstrengung dem Dampfer näher brachten. Es war ein hartes Stück Arbeit bei diesem Seegang.

Nach vieler Mühe hatte endlich das erste der Boote an der Seite des „Kaiser“ angelegt, und durch die Schiffskluse wurden nun vom Fallreep etwa 25 Passagiere halb in das Boot geworfen, halb gehoben und drin wie die Heringe geschichtet. Die weitherbarten Büge der alten Helgoländer zeigten höchste Anspannung, denn ihre Arbeit ist schwer und verantwortungsvoll, und eine

häßliche Woge kann mit einem Schlag das Boot an der Schiffswand zerfellen.

Nun stößt das Boot ab. Die Riemen klatschen im Takt in das Wasser, und das Boot thront bald auf hohem Wasserkamur, bald sinkt es unten im Wogental, und es erscheint, als wollten es die Flutenberge erdrücken.

Da schießt wie ein Meerteufel ein breitbrüstiger Dampfschlepper der Hamburg-Amerika-Linie daher. Der Steuermann schreit: „Hallo — ahoi“, und im Nu ist das Boot angeleilt und wieder eins und noch eins. Die Seeleute ziehen die Riemen ein, und ruhig sauft man nun der Landungsbrücke zu.

Dort biegt der Schlepper ab, und nach wenigen Ruderschlägen hält das Boot an der Landungsbrücke.

Unter den Passagieren des ersten Bootes befand sich auch Rene Brian.

Er stieg matt die Treppe empor und achtete nicht der Spottrufe der Badegäste, die am Geländer der Pasterbrücke lehnten und die ankommenden Refonvaleessenten verhöhnten.

Renes eleganter Sommeranzug hatte stark gelitten, noch mehr aber Rene selbst.

Ihn fröstelte und außerdem hatte er auch das Gefühl einer unsäglichen Debe an der Landungsbrücke.

Am Brückenkopf wartete er einige Minuten und spähte nach der Einmündung der Kaiserstraße.

Helgoland in seinem Sonnenglanz; und mit seinem roten Meer, darauf die unzähligen kleinen Fischerboote, und weiß drüber der „Kaiser“, die „Sibana“ und einige andere Dampfer, am Strande das bunte Leben, die Musik aus dem Kurpavillon, die eleganten Badetouilletten der Damen, das Geträusche der Möwen, der nicht ganz einwandfreie Geruch der Algen, das alles läßt auf den Ankommenden einen solchen Reiz des Neuen, des nie Gefannten, daß er erst Zeit braucht, wieder zu sich selbst zu kommen.

Rene lehnte noch immer am Brückenkopf, und erst als er seinen Namen hörte, kam wieder Leben in ihn.

„Rene, meine Rene.“
„Bosmanella — Kun Drsk, — tausend Flüche sollen dich treffen, daß du mich zu dieser vermaledeiten Seefahrt verleitet. Schau mich an, du Leuchte der Wissenschaft, und — weine.“

Kun Drsk weinte aber nicht, sondern er lachte, er lachte mit jenem herzlichen Lachen, das nur guten Menschen eigen ist. Und er sagte Rene unter den Arm und zog ihn fort.

„Komm, Freund, zunächst wollen wir bei dir die Spuren der Seeschlacht vernichten, und der schänden Welt verbergen, daß auch du Reptun tributpflichtig gewesen bist. Denn wisse, das heilige Land, das du jetzt unter den Füßen hast, birgt gar viele Berliner, auch solche, die bei Schulte in stiller Andacht bewundernd vor deinen Bildern gestanden und dich nun nicht in deiner menschlichen Schwäche sehen sollen.“

„Sind meine Koffer da?“
„Gewiß, — und alle sorgsam ausgepackt.“

„Unnütze Arbeit, Kun, denn sobald das Meer geruhen wird, etwas weniger lebhaft zu schaukeln, werde ich dieses schändliche Elend verlassen, um mir einen stabileren Winkel der Erde aufzusuchen, wo ich meine Nerven und meine zerrissene Seele ausruhen kann.“

„Armer Rene.“
Der Maler Rene Brian war stehen geblieben und versenkte sich noch einmal in alle Phasen der Meerfahrt, dann rief er aus: „Pfui Teufel, und das nennen die Menschen ein Vergnügen.“

Lachend zog Kun Drsk seinen Freund mit fort. Sie gingen durch die Kaiserstraße, in der das bunte Großstadtleben wogte. Hier und da blieb Rene interessiert stehen und sprach seine Bewunderung aus über die prachtvollen Schaukäden.

„Ja, mein Lieber, solche Seehundsfellsachen und diese Möwenschmud gibt es selbst in Berlin nicht, was?“ sagte Kun stolz.

„Ich glaube nicht. — Aber nun eine Frage, Kun: Fühlst du dich wohl hier auf dieser Insel? Bist du nicht manchmal die Sehnsucht nach der Gesellschaftsmetropole, nach Deinen alten Freunden?“

Sie waren am Ende der Kaiserstraße angelangt, und während sie die Treppe, welche Unterland mit Oberland verbindet, hinaufstiegen, antwortete Kun Drsk bedächtig: „Ein offenes Wort, Rene: Mir scheint, als sei das mehr eine Gewissensfrage für dich, wie für mich. Als sei die Frage weniger aus Anteilnahme an meinem Wohlergehen entstanden, als vielmehr aus dem Drang, zu wissen, ob man es hier aushalten kann, oder gar nicht einmal hier, sondern irgendwo, nur fern von Berlin. Bitte, erlaube dich nicht, Rene. Nachdem ich deinen Brief gelesen, erkannte ich sofort: Rene ist fertig mit Berlin, wenn auch nicht für immer, so doch auf lange Zeit. Etwas in Berlin hat ihn tief getroffen. Was mag das sein? Nur zweierlei konnte ich mir denken: Die Kunst — oder das Weib? — Die Kunst nicht, denn Rene ist ihr König, — dann das Weib. Sieh, mein Freund, da bist du gekloben. In anderer Luft, in reinerer Luft, in den Weiten des Meeres willst du gefunden, willst du deine zerrissene Seele, wie du vorhin selbst sagtest, wieder fitten, und ich soll dein Arzt sein.“

Sie gingen durch die schmalen Gäßchen des Oberlandes, und Rene Brian sah nichts von den kleinen, schmucken Häusern mit den blinkenden Fenstern, sah nicht die grünen Gärten davor, er

blickte zu Boden, und sein Geist weifte weg von Helgoland, sein Auge sah die Salons der Frau von Braun am Pariser Platz, und unter all den Sachen und Säbelchen drin sie selbst, die Schönste der Frauen.

Und er merkte es nicht, daß er stehen geblieben war, bis ihn Kun sanft anrief: „Rene!“

„Wie? — Ach so — verzeih, Kun.“

Er lachte gezwungen und schante sich verwundert um und blickte erkannt den Freund an, dann sagte er:

„Kun, wo hast du gelernt in den Seelen der Menschen zu lesen? Was nützt mir das Leugnen. Du hast recht mit allem, was du vorhin sagtest. Ich bin fertig mit Berlin, — mit dem Leben überhaupt. Ich bin ausgerissen wie ein laufender Hund. Und daß ich's gleiche sage: Hier mag ich nicht bleiben, Kun. Ich brauche Ruhe, viel Ruhe, ich muß wieder zu mir selbst kommen. Ich hatte mir Helgoland anders gedacht: still und einsam, und finde nun ein fashionables Bad mit gepuzten Menschen, mit schönen Menschen. Gepuzte Menschen sind alle falsch, die haben kein Herz. Ich brauche Naturmenschen, mit zerschlagenem Kitzel und stuchendem Mund, wirkliche Menschen, keine Puppen. Ich muß von ganz vorn anfangen, die Menschen wieder zu lieben. So ganz nach und nach muß sich der in mir zertrümmerte Glaube an das Gute und Wahre wieder aufbauen, und das gelingt mir hier in diesem Trubel nicht.“

Sie waren dicht am Dinghars in ein kleines Haus eingetreten.

„Hier wohne ich nun schon vier Jahre, Rene. Erst hatte ich mein Domizil unten an der Treppestraße, aber da war es zu geräuschvoll, und ich brauche zur Arbeit viel Ruhe. Wenn ich im Biologischen Institut fertig bin und es auch keine Fahrt mit dem uns von der Regierung zur Verfügung gestellten Forschungsdampfer gibt, dann sitze ich hier in meiner Kause und schreibe und zeichne, und wenn im Winter die Stürme um mein Hans töben und drunten das Meer brandet, als wollte es die ganze Insel fressen, dann fühle ich mich hier drin so wohl, daß ich nie Sehnsucht nach Berlin bekomme mit seinem Wintertrubel und seinen Saisonverpflichtungen.“

Er führte Rene in zwei kleine, aber sauber und gut eingerichtete Zimmer.

„Diese beiden Stuben hatte ich für dich herrichten lassen, Rene. Hier sollst du hausen und genesen. Und an und um und auf der Insel habe ich hundert Motive entdeckt, die du auf die Leinwand bannen kannst, und die dann deine Größe sein sollen an Berlin und Deine Gemeinde dort.“

„Du bist so gut, Kun, ich danke dir, und ich beneide dich. Aber von all deiner Güte kann ich nur wenig Gebrauch machen, denn ohne ernste Arbeit kann man nicht lang auf Helgoland bleiben, ich aber habe keine Kraft zur Arbeit und keine Lust. In mir lebt nur eins: Ekel. Ich will fort, in ein ödes Fischerdorf mit leerem Strand und einfachen Menschen. Nicht wahr, du ässest mich ziehen und bist mir nicht gram?“

„Wenn du denn nicht anders willst, Rene! Ich darf dich nicht halten. Jedem Menschen kommt im Leben eine Zeit, da ist er wie ein Kind, da packt ihn ein großer Wunsch, es ergreift ihn eine Sehnsucht, der muß er nach, und kostet es ihm das Leben. Da hilft kein Raten anderer Menschen. Er weiß es besser. Dem einen ist's die Liebe, dem andern die Kunst, dem dritten — was weiß ich. Tausend Menschen, tausend Wünsche. So gehe deiner Sehnsucht nach, Rene, — vergrab dich in der Einsamkeit, vielleicht, daß dir dann dein früheres Leben wieder begehrenswert erscheint und du gesundest.“ (Fort. folgt.)

Gefährliche Filmtricks.

Auf der höchsten Rinne eines Turmes, mitten in Rauch und Flammen, erscheint eine Frau, ihre Haare flattern im Winde, ihre Augen suchen den Horizont ab; das Feuer unter ihr versperrt ihr den Weg zur Rettung. Soll Hilfe vom Himmel kommen? Ja, sie kommt: in der Ferne erscheint ein Flugzeug, in rasender Fahrt kommt es näher, zieht enger und enger seine Kreise um den flammenden Turm, ein Seil wird in den Funkenregen hinabgelassen, die Unglückliche ergreift es, und im nächsten Augenblick befindet sie sich an Bord des Flugzeuges in Sicherheit. Kein Mensch dessen Augen diese Szene mit gespannter Erregung auf der Leinwand im Kino verfolgt haben, wird glauben, daß so etwas wirklich in Natur aufgenommen worden ist. Man wird an allerhand photographische Tricks denken, aber Capellani, der künstlerische Leiter der Pariser „Société cinématographique“, der von einem Mitarbeiter der „Lectures pour Tous“ darum befragt worden ist, versichert, daß dieses Filmstück nur eine genaue Wiedergabe dessen ist, was sich tatsächlich in voller Wirklichkeit in der Nähe von Paris abspielt hat. „Ein Filmschauspieler“, sagte er, „muß ein nütziger Mann mit eisernen Nerven sein, denn das Publikum stellt an die Ausstattung und Inszenierung der Stücke die höchsten Ansprüche. Und Mut allein genügt nicht. Der Liebhaber des Publikums, den es Abend für Abend in den Ringen bewundert, muß auch ein vollendeter Sportsmann, Akrobat und Athlet sein.“ In dem Film „Der Leuchtturm des Todes“ stellte eine Schauspieler eine Szene dar, in der sie mit einem Kinde

im Arme auf der Flucht vor Verfolgern über ein Seil lief, das sechzig Meter hoch über dem tobenden Meere gespannt war und in einem „Drama auf einer Lokomotive“ kletterte der Held von einer Lokomotive auf eine andere, während die Hügel mit einer Geschwindigkeit von 100 Kilometern in der Stunde nebeneinander dahindrauften. Der französische Filmschauspieler Sablon mimte mit dem Holländer Voemester zusammen ein Filmstück, das sich auf dem Meere abspielte. Ein kleines Fischerboot gerät auf hoher See in Brand, und der einsige Matrose, der sich an Bord befindet, springt in die Wellen. Das Schiff, das zur Darstellung dieser Szene benutzt wurde, war mit allerhand leicht brennbaren Stoffen angefüllt, und eine Lunte lief vom Mast über das ganze Verdeck in den Bauch des Schiffes hinab. Der Darsteller selbst war vollkommen in Sackleinwand eingehüllt, die mit Petroleum getränkt war. Das ganze kleine holländische Dorf Vollenham, vor dem sich die Szene abspielte, war am Strande versammelt, die Frauen weinten und die Männer schüttelten die Köpfe. Als alles bereit war, wurde die Lunte entzündet, und Sablon sprang, in Flammen gehüllt, ins Meer. „Durch die Wolken“, so lautet der Titel eines Films, der in England aufgenommen wurde: ein Ballon, in tausend Meter Höhe vom Winde getrieben, in rasender Fahrt, am Schlepptau hält sich krampfhaft ein junges Mädchen fest. Schon verliert es die Kräfte, es kann sich kaum noch halten, und der Vater, wahn-sinnig vor Angst, neigt sich über den Rand der Gondel. Schließlich, im letzten Augenblicke, gerade als sie loslassen will, gefing es ihm, ein Basso um ihre Schultern zu schlingen: die Tochter ist gerettet! Diese gefährliche Szene wurde von einem zweiten Ballon aus aufgenommen, der sich in einer Entfernung von einigen Metern von dem ersten befand. Sowie es sich um etwas Gefährliches und Außerordentliches handelt, darf Amerika nicht zurücksehen. Dort hat jüngst ein Kinofachmann einen Rekord in Uner-schrockenheit und Furchtlosigkeit aufgestellt. Nach einer fröhlichen Mahlzeit ließ er sich, wie der obengenannte Pariser Kinofachmann erzählt, in einen Stahlzylinder von 3 Metern Länge und 90 Zentimeter Durchmesser verstauen. Dieses Torpedo wurde mittels einer großen Kanone 1000 Meter hoch (?) in den Luftraum hinaufgeschossen, und als sich die Bahn des Geschosses wieder der Erde zuzuneigen begann, schlüpfte der Held geschickt aus dem Zylinder heraus, öffnete einen Fallschirm und landete wohlbehalten in seinem Abstieg wieder auf der Erde. Doch nicht immer lauft die Geschichte für den wagemutigen Film-darsteller so glimpflich ab. In Südkalifornien ereignete sich folgende Szene mit tragischem Ausgang. Eine Truppe von Filmschauspielern beschloß, sich die Waldbrände, die dort die Gegend verwüsteten, zunutze zu machen und ein Stück zu stellen, das einen Waldbrand zum Hintergrund hatte. Man begab sich auf eine Lichtung. Schließlich, als man im besten Glauben war, bildeten die hohen Waldriesen, die den kleinen, freien Platz umstanden, einen Scheiterhaufen, der über der ganzen Gesellschaft funkenstrebend zusammensürzte und sie unter sich begrub. Eine Filmschauspieler, die bei der Ausübung ihres Berufes schon oft dem Tode ins Auge geblüht hat, ist Miß Geni Gauntier, natürlich auch eine Amerikanerin. Sie ist in der Wüste Sahara von Beduinen angegriffen worden, wurde einige Monate später beinahe von einer Sandholde in Florida verschluckt und bei der Darstellung einer Kriegsszene durch die Explosion eines Pulver-lagens in die Luft geschleudert. Gelegentlich eines Brandes, den sie auch selbst inszeniert hatte, entrannte sie nur dadurch dem sicheren Tode, daß sie mit ihren schwachen Händen ein Loch durch das Dach des Hauses brach und viele Meter auf den Erdboden heruntersprang.

Vermischtes.

„Europa in zwanzig Tagen“. Vor dem Excelsior-Hotel in Rom fährt eine lange Reihe von Droschken vor und ihnen entsteigen, abgeholt, erschlagen und todtmüde, die Teilnehmer an der Reisegesellschaft „Europa in zwanzig Tagen für 190 Mark“. Mrs. Brown ist eine der letzten, die sich mühsam zusammenrafft, um auszustiegen. Ihre Tochter aber ist noch immer voll ungebrochener Energie. Sie packt die Mutter am Arm: „Mutter, wo sind wir hier? Ist das Rom?“ Mäde antwortet die Mutter mit einer Gegenfrage: „Welcher Wochentag ist denn heute?“ „Warte. Ja: Dienstag.“ „Dienstag? Zeig mal dein Reiseplan. Wenn es Dienstag ist, muß es natürlich Rom sein.“

Rätsel.

Echt italienische Wurst mit Schluß-s am hinteren Zipfel. Nennt eine griechische Stadt, die einst den Persern getrotzt. Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des magischen Quadrats in voriger Nummer:

H	A	R	Z
A	R	I	E
R	I	O	N
Z	E	N	O